

## Emotionen, Affekte und implizites Wissen

Elgen Sauerborn, Christian von Scheve

### Emotionen und / als implizites Wissen

Die Soziologie versteht unter dem Begriff des „impliziten Wissens“ zumeist Deutungsmuster, Typisierungen, Klassifikationsweisen und Handlungsrou-tinen, die sich dem reflexiven Zugriff weitgehend entziehen. Obgleich im- plizites Wissen lange als eine Form sprachlichen Wissens oder als eine sprachlich nicht verfügbare „kognitive Struktur“ verstanden wurde, spielen zunehmend auch nicht-propositionale Repräsentationsformen eine hervor- gehobene Rolle, beispielsweise visuelle und auditorische Formen. Hierzu zählen vor allem unterschiedliche Facetten des „Körperwissens“, das als eine unbewusste und habitualisierte, in den Körper „eingeschriebene“ Form des Wissens gilt (Keller/Meuser 2011). Emotionen können nun in zweierlei Hinsicht mit diesen Wissenstypen in Verbindung gebracht werden.

In der Soziologie werden Emotionen noch immer überwiegend von ei- ner sprachlichen Warte aus betrachtet; sie werden häufig mit ihrer Artikula- tion gleichgesetzt und ihre Konstitution damit auf das Sprechen *über* Emo- tionen reduziert (vgl. Adloff 2013). Daher erörtern wir das zunächst kontraintuitiv erscheinende Argument, warum vor dem Hintergrund wis- senssoziologischer Ansätze der sozialen Konstruktion von Emotionen im- plizites Wissen eine wesentliche Voraussetzung der Emotionsgenese dar- stellt. Dabei diskutieren wir im Folgenden sowohl den Zusammenhang von implizitem Wissen und sozialen Deutungsprozessen als auch die Bedeutung dieser Wissensform für die Entstehung von Emotionsnormen, die vorge- ben, welche Emotionen in bestimmten Situationen akzeptabel oder er- wünscht sind.

Zweitens findet sich in der Literatur die Vorstellung, dass Emotionen ein eigenständiger und von Kognitionen distinkter „Modus der Weltaneig- nung“ (Gerhards 1988: 72) sind, also eine eigenlogische Wissens- und Er- kenntnisform. In dieser Eigenschaft können sie als Bestandteil eines „prak- tischen Wissens“ verstanden werden, wie Reckwitz (2015) vorschlägt. Emotionen und Affekte können somit selbst als eine Form impliziten Wis- sens gelten und zum Beispiel in Gestalt von affektiven Stimmungslagen oder von bedeutungsstiftenden, verinnerlichten Grundgefühlen („sentiments“) maßgeblich unser soziales Handeln bedingen.

Diese beiden Perspektiven möchten wir im Folgenden ausführen, um zu

einem Verständnis von Emotionen als einer Form wie einer Konsequenz impliziten Wissens beizutragen, die wiederum die Erscheinungsformen von Emotionen beeinflusst.

## Implizites Wissen und die Entstehung von Emotionen

In sozialkonstruktivistischen Erklärungsansätzen zur Entstehung von Emotionen wird davon ausgegangen, dass zum einen soziale Deutungen und Typisierungen und zum anderen daraus entstehende Regeln und Normen für die Entstehung von Emotionen von Bedeutung sind (Gerhards 1988: 166 ff.). Diese Bestandteile beruhen weniger auf der Grundlage eines „Nachdenkens“ über Emotionen als vielmehr auf verinnerlichten Erfahrungen, Praktiken und Fähigkeiten, deren Wiederholung unsere intersubjektive Orientierung in der sozialen Welt überhaupt erst ermöglicht.

Wir möchten daher auf drei Aspekte der Relation von impliziten Wissensprozessen und der Entstehung von Emotionen näher eingehen: auf die Zusammenhänge zwischen Formen impliziten Wissens und der Entstehung von Emotionen; auf die Bedeutung von sozialkonstruktivistischen bzw. symbolisch-interaktionistischen Theorien für diese Zusammenhänge sowie auf die Zusammenhänge von implizitem Wissen und der Entstehung bzw. dem Erhalt von Emotionsnormen.

## Formen des impliziten Wissens

Als Beispiele für implizites Wissen werden in der Literatur häufig das Fahrradfahren (Turner 2014, Adloff 2013) oder auch das Wiedererkennen von Gesichtern (Polanyi 1966/1985) angeführt. Demnach besitzen wir ein implizites Wissen darüber, wie wir ein Fahrrad zu fahren haben, ohne aber notwendigerweise über einen präzisen und regelhaften Ablauf der dazu notwendigen Handlungen verfügen zu müssen oder die physikalischen Gesetzmäßigkeiten zu kennen, die das Fahrradfahren erst möglich machen. Ebenso erkennen wir Gesichter wieder und können nur selten erklären, an welchen physiologischen Merkmalen wir uns dabei orientieren.

Häufig wird implizites Wissen auf der Grundlage eines binären Wissensbegriffs definiert. Implizites Wissen ist demnach ein solches Wissen, das nicht (oder noch nicht) explizierbar ist. Auf Grundlage dessen wird auch zwischen einem „knowing that“ und „knowing how“ unterschieden (Ryle 1949/2002: 27 ff.). Einerseits verfügen wir über ein „knowing that“ – ein intellektuelles, kognitives, faktenbasiertes Wissen, das uns zum Beispiel die wechselseitige Verständigung und Kommunikation erlaubt. Demgegen-

über steht das „knowing how“, das eher auf Praktiken, Gewohnheiten und Erfahrungen beruht. Die Beispiele, die meist zur Erklärung dieser atheoretischen Wissensform angeführt werden, verleiten mitunter zu dem Schluss, dass sich implizites Wissen auf „technische“ Vorgänge bezieht, deren Hintergründe kognitiv erlernt werden können. So wird diese Wissensform in manchen Kontexten<sup>1</sup> auch als „knowledge-not-yet-articulated“ beschrieben, die auf seine Transformation zu explizitem Wissen wartet. Diese Sicht suggeriert einerseits die Existenz einer Ebenendifferenz der Wissensformen (vgl. Drepper 2007: 599) und andererseits die jederzeit mögliche Umwandlung von implizitem in explizites Wissen.

Jedoch kann selbst das naheliegende Beispiel des Fahrradfahrens nicht zur Erklärung einer solchen Ebenendifferenz herhalten, da hier eine strenge Grenzziehung zwischen zwei Wissensebenen kaum möglich ist. Auch für das „knowing how“ des Fahrradfahrens bedarf es eines bestimmten „knowing that“ (Turner 2014: 9). Das intellektuelle Wissen dabei lediglich auf die physikalischen Gesetze „hinter“ dem Handeln zu beschränken, ist unzureichend, da auch kognitives Wissen beispielsweise darüber bestehen muss, dass man sich für ein Gelingen des Vorhabens auf den Sattel setzen und in die Pedale treten muss. Zweifellos ist das prägnanteste Merkmal impliziten Wissens dessen Nicht-Explizierbarkeit; allerdings genügt es nicht, diese Wissensform darauf zu reduzieren. Zudem lässt sich implizites Wissen nicht ausschließlich auf praktische Tätigkeiten beschränken. Dies zeigt sich vor allem dann, wenn auch die soziale Ebene, etwa in Gestalt eines Wissens über Verhaltensweisen und Handeln in Interaktionen und – damit verbunden – Emotionen betrachtet wird (Adloff 2013: 114 f.). Gerade in sozialen Kontexten kann implizites Wissen besonders relevant sein, da nicht in jeder Interaktion die handlungsmotivierenden Vorgänge und Ursachen für das eigene Verhalten expliziert bzw. verbalisiert werden können (und zudem auch nie die endgültige Erkenntnis darüber erlangt wird, wann die Erklärungen ein Ende gefunden haben bzw. nicht weitergedacht werden können).

Anhand von Polanyis (1966/1985) Ausführungen zur zweigliedrigen Grundstruktur des impliziten Wissens, möchten wir dessen Einfluss auf die Entstehung von Emotionen diskutieren. Polanyi geht von der Existenz zweier Terme impliziten Wissens aus. Er nennt die beiden Glieder den *proximalen* und den *distalen* Term, wobei der erstgenannte denjenigen Teil des Wissens darstellt, der nicht expliziert werden kann, wohingegen der zweitgenannte benennbar ist (vgl. Polanyi 1966/1985: 18 f.). Bedeutsam ist vor

1 Insbesondere in Bereich des Wissensmanagements in Unternehmen ist die Möglichkeit einer Weitergabe von Erfahrungswissen zwischen MitarbeiterInnen relevant.

allem die Relation der beiden Terme: „[...] bei einem Akt impliziten Wissens [verschieben wir] unsere Aufmerksamkeit *von* etwas *auf* etwas anderes“ (ebd.: 19).

Als distaler Term wird derjenige bezeichnet, auf den sich unsere Aufmerksamkeit lenkt und der als ein Ganzes wahrgenommen wird, während der proximale Term aus Bedeutungseinheiten besteht, die nicht thematisiert werden: Im Beispiel der Gesichtserkennung „richten [wir] unsere Aufmerksamkeit *von* den einzelnen Merkmalen *auf* das Gesicht und sind darum außerstande, diese Merkmale im einzelnen anzugeben“ (ebd.).

Ausgehend von einer sozialkonstruktivistischen Perspektive lässt sich dieses Konzept nun auf die Entstehung von Emotionen anwenden, wodurch die Relevanz impliziten Wissens für die Emotionsgenese deutlich wird. Empfinden wir eine Emotion wie beispielsweise Angst, werden wir ihrer oftmals nur in ihrer Gesamtheit gewahr. Nur selten kommt es vor, dass wir die somatischen Symptome wie beispielsweise die Erhöhung des Herzschlages oder die Verengung der Blutgefäße oder die sozialen Bedingungen der Angst in Form von Deutungsprozessen und Typisierungen im Moment des Angsterlebens als solche separat wahrnehmen und identifizieren (sofern dies, gerade bei körperlichen Reaktionen, überhaupt möglich ist). Unsere zentrale Aufmerksamkeit fokussiert sich auf das Empfinden der Angst – als distalem Term –, der jedoch nicht von den Einheiten des proximalen Terms zu trennen ist.

Deutlicher wird dieser Vergleich, wenn man die Umkehrung des Prozesses betrachtet, die Polanyi wie folgt ausführt: „Betrachten Sie die einzelnen Merkmale einer komplexen Entität aus zu großer Nähe, so erlischt ihre Bedeutung, und unsere Vorstellung von dieser Entität ist zerstört“ (ebd.: 25). Die Pianistin, die sich beim Klavierspielen zu sehr auf ihre einzelnen Finger konzentriert, setzt sich dem Risiko aus, ein Stück nicht mehr fehlerlos wiedergeben zu können (ebd.). Ähnliches ließe sich unter bestimmten Bedingungen für Emotionen behaupten: Sie können vergehen, wenn wir uns im Moment des Empfindens zu sehr auf ihre Komponenten wie den Handlungsimpuls oder die kognitive Deutung konzentrieren. So werden beispielsweise AngstpatientInnen in der Psychotherapie durch gezieltes Hervorrufen der körperlichen Reaktionen von Angst bzw. Panik diese Teilaspekte bewusst gemacht, womit ihre Angstempfindung (als Ganzes) verhindert werden soll. Diese Vorgänge sind selbstverständlich nicht auf alle emotionalen Kontexte und Situationen übertragbar; hier soll jedoch gezeigt werden, dass auch die Umkehrung der impliziten Deutungsprozesse das Aufkommen bzw. Vergehen von Emotionen beeinflussen kann, wenn diese nicht mehr in ihrer Ganzheit erlebt werden.

Im Prozess der Emotionsentstehung verschiebt sich also die Aufmerksamkeit *von* den körperlichen und sozialen Entstehungsbedingungen bzw.

Emotionskomponenten *auf* die Ausprägung ihrer Gesamtheit. Erst wenn hinreichend viele Bestandteile als Entität wahrgenommen werden, stellen sie eine diskrete Emotion wie Angst, Freude oder Scham dar. Insofern können hohe Herzfrequenz und Schwitzen kaum als Ärger bezeichnet werden, solange sie nicht als Ärger *gedeutet* werden, was also einen Teilaspekt des proximalen Terms eines Aktes impliziten Wissens ausmacht. Erst die Wahrnehmungsverschiebung auf die Ganzheit der Bestandteile konstituiert die Emotion, die daher, aus wissenssoziologischer Perspektive, ohne implizites Wissen nicht existieren kann.<sup>2</sup> Implizite Wissensinhalte sind aus diesem Grund notwendige Bedingungen für die Wahrnehmung von Emotionen als Emotionen und können demzufolge nicht von der Emotionsgenese getrennt werden.

## Deutungen und Typisierungen

Symbolisch-interaktionistische Verständnisse von Emotionen, die in der Tradition wissenssoziologischer bzw. sozialkonstruktivistischer Annahmen stehen, betonen üblicherweise, dass Emotionen auf Grundlage der subjektiven *Bedeutungen* entstehen, die wir Ereignissen, Handlungen oder Objekten zuschreiben. Emotionen konstituieren sich demnach nicht allein durch physiologische Erregungsmuster oder soziale Normen, sondern erst durch deren situative Interpretation und Klassifikation („affective labeling“) (Shott 1979). Eine solche Perspektivierung hat mehrere Konsequenzen für den Zusammenhang von implizitem Wissen und affektiven Deutungsprozessen: Erstens finden die Deutungen selbst als Akte impliziten Wissens statt. Wir können zumeist nur schwer artikulieren, *warum* wir Situationen und bestimmte Reaktionen so deuten, wie wir sie deuten (uns zum Beispiel schämen und nicht nur Verlegenheit empfinden). Zweitens wiederholen sich Deutungen in ähnlichen Situationen, so dass im Laufe der Sozialisation Deutungsroutrinen entstehen, die schweigend verinnerlicht werden (vgl. Franzmann 2007: 193). Aufgrund kollektiver Deutungsmuster verknüpfen wir also implizit bestimmte Eigenschaften von Situationen mit spezifischen Emotionen und übertragen diese auf verwandte Situationen. Durch diese Interpretationen entsteht ein geteiltes emotionales Wissen, das als Orientierung in der sozialen Welt fungiert. Diese Deutungsroutrinen entstehen nicht nur in wiederkehrenden Situationen und Erlebnissen, sondern damit auch

2 Dies hängt unmittelbar mit Grundannahmen konstruktivistischer Emotionstheorien zusammen, die von Emotionen als polythetischen Syndromen ausgehen, bei denen das Auftreten einer Teilmenge oder -äußerung keine notwendige oder hinreichende Bedingung für das Ganze darstellt (vgl. klassisch bspw. Shott 1979; aktuell bspw. Barrett et al. 2015).

als Konsequenzen der Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen und Gemeinschaften (vgl. Gebauer 2014).

Drittens können auch umgekehrt Explikationen von Gefühlen deren Deutungen präterminieren und hervorrufen. Die sprachliche Artikulation bestimmt dann die emotionale Situationsdeutung *ex post*, die ohne diese Verbalisierung nicht in dieser Form stattfinden würde. Die Aufmerksamkeit wird dann erst durch die Explikation auf die Emotion als Entität gelenkt. In diesem Fall bestimmt die Explikation der Emotionserfahrung das Aufkommen (oder die Verstärkung) eines Gefühls in einem Akt impliziten Wissens.

Ein Beispiel dafür, wie Explikationen von Emotionen individuelle und kollektive Emotionsdeutungen beeinflussen, sind explizite Gefühlsnormen, wie Hochschild (1983) sie beschreibt. So sind Ausdrücke wie „Du solltest Dich schämen“ (Hochschild 1983/2006: 75) mitunter der Ausgangspunkt für ein entsprechendes Gefühl, da zuvor unter Umständen nicht bekannt bzw. erlernt war, dass im Falle einer bestimmten Handlung ein bestimmtes Empfinden und ein entsprechender Emotionsausdruck sozial erwartet werden. Auch wenn die Explikation dieser Emotion dann als Vorläufer der Emotionsentstehung verstanden werden kann, resultiert die Emotion selbst (oder ihr Wiederkehren in ähnlichen Situationen) im Sinne Polanyis auf der Grundlage eines Aktes impliziten Wissens.

## Die Etablierung von Emotionsnormen

Hochschilds (1983) Konzept der Emotionsnormen oder Gefühlsregeln („feeling rules“) verweist auf den Umstand, dass soziale Normen oftmals vorgeben, welche Emotionen oder Emotionsausdrücke in welchen Situationen angemessen oder erwünscht sind und welche nicht erwartet bzw. als abweichend wahrgenommen werden. Soziale Kontrolle und Sanktionen unterstützen die Etablierung und den Erhalt solcher Emotionsnormen.

Das Wissen um die „richtigen“, im Sinne von sozial adäquaten, Emotionen ebenso wie über die Intensität des Ausdrucks kann, muss aber nicht explizierbar sein und ist kulturell und historisch in hohem Maße kontingent. Indem Emotionsnormen jedoch als Ergebnis reflexiver Gedankenprozesse dargestellt werden, wird die Qualität emotionalen Wissens als auch dessen regelgeleitete Entstehung auf deren sprachliche Wiedergabe beschränkt:

Hochschilds Ansatz selbst betont beispielsweise überraschend einseitig die Bedeutung expliziten Wissens: „How do we recognize a feeling rule? We do so by inspecting how we assess our feelings, how other people assess our emotional display, and by sanctions issuing from ourselves and from them.“

(Hochschild 1983: 57). Diese Begriffsbestimmung suggeriert, dass Emotionsnormen Teil unseres deklarativen Wissens sind und somit eine stabile Struktur darstellen, die durch Reflexionsprozesse artikuliert und wirksam wird.

Diese Formulierung ist insofern irreführend, als dass wir von Emotionsnormen nicht nur Kenntnis nehmen, wenn wir sie reflektieren bzw. darüber sprechen. Die Kenntnis, die wir von erwünschten bzw. adäquaten Emotionen haben, beruht vielmehr auf Akten impliziten Wissens. Unsere Aufmerksamkeit richtet sich auf eine Situation als Ganzes, in der wir Emotionen immer schon an entsprechend geltende Normen und Erwartungen anpassen. Dies geschieht stets auf der Grundlage impliziter Deutungsprozesse, die sich interdependent zu Emotionsnormen verhalten.

In Anlehnung an solche Normen und Regeln können wir zudem von bestimmten Emotionsidealen<sup>3</sup> sprechen, denen die Annahme zugrunde liegt, dass historisch und kulturell je spezifische idealtypische Formen und Ausprägungen eines emotionalen Zustandes existieren. Da diese stark variieren und interpretationsabhängig sind, ist jegliches Wissen über eine normkonforme Art dieses Zustands weder exakt noch stabil. Aus diesem Grund beruhen diese Faktoren auch zu großen Teilen auf implizitem Wissen in Form von affektiven Deutungsmustern. Emotionsideale sind nicht nur von einer Vielzahl an strukturellen Faktoren, wie Kultur, Kontext, Zeit, Alter, Geschlecht, Status, Gruppe, Milieu etc. abhängig, sondern auch von individuellen und kollektiven Interpretationen und Orientierungen. Diese Komplexität in Verbindung mit einer unbestimmten Dauer eines geltenden Emotionsideals macht es unmöglich, jede Ausprägung hervorzubringen.

### Affekte als implizites Wissen

Die zweite Perspektive, aus der sich Zusammenhänge zwischen implizitem Wissen und Emotionen denken lassen, nimmt Gefühle als eine spezifische Form impliziten Wissens in den Blick. Hier ist es nicht so sehr die Emotion in ihrer Ganzheit, sondern es sind vielmehr ihre affektiven – gerade auch körperlichen – und evaluativen Bestandteile, die als eine „simultane“ Form der Weltaneignung zu verstehen sind (Gerhards 1988). Entsprechend der bisher skizzierten Arbeiten verwundert es kaum, dass sich die soziologische Emotionsforschung bisher vor allem auf Emotionen, ihre sprachliche Repräsentation und intentionale Gerichtetheit („aboutness“) konzentriert hat. Neben dieser Intentionalität von Emotionen (also beispielsweise dem Ärger

3 Hochschild spricht exemplarisch von „Traueridealen“ (vgl. Hochschild 1983/2006: 83).

über etwas oder Furcht vor etwas) haben wir es aber auch immer mit weniger intentionalen affektiven Gefühlslagen zu tun, die unser tägliches Handeln bedingen, ohne dass sie dabei den Status expliziten Wissens erlangen würden. Mannheim (1921/1964) spricht in diesem Zusammenhang von „atheoretische[n] Sinnesdifferenzen“ (ebd.: 131), die erst durch Gefühle erfasst werden. Demzufolge verfügen wir über ein größeres und nuancierteres Gefühlswissen als es sprachliche Begriffe dafür gäbe, all diese verschiedenartigen, gefühlten Facetten zu beschreiben. Dieses atheoretische Gefühlswissen beschreibt Mannheim jedoch nicht als eine diffuse Ahnung, sondern spricht jener Sinnesform vielmehr eine konkrete Bestimmtheit zu, die auch gegeben ist, wenn das Gefühl nicht expliziert werden kann. Als Beispiel nennt er die Gewissheit, mit der man das „Lebensgefühl“ eines Werkes von Mozart von dem eines von Beethoven unterscheiden und nachempfinden könne, ohne über das entsprechende Vokabular zu verfügen, das man für die begriffliche Analyse benötige (ebd.).

Denken wir ferner an länger anhaltende Stimmungslagen („moods“) oder aber situationsspezifische Affekte, die zwar handlungsrelevant sind, derer wir aber *in actu* nicht zwangsläufig Gewähr werden, sondern oftmals erst in der Retrospektive. So mag ich einen Raum voller Menschen betreten und mich auf eine ungewöhnliche Art und Weise verhalten, die ich in der Retrospektive einer unangenehmen Stimmung oder Atmosphäre zuschreibe. Oder eine anstehende Abschlussprüfung ruft ein latentes Unwohlsein hervor, das sich über Tage oder Wochen hinzieht und sich auf den Umgang mit meinen Mitmenschen auswirkt, ohne dass ich die Empfindung und ihre Konsequenzen präzise artikulieren könnte. Ein weiteres Beispiel sind tief verankerte Ressentiments, die gegen eine bestimmte Gruppe gehegt werden und die Einstellungen und Handlungen gegenüber Angehörigen dieser Gruppe bestimmen.

Solche affektiven Stimmungslagen lassen sich im Gegensatz zu Emotionen auch weniger aus einem Ursache-Reaktions-Schema heraus verstehen, sondern vielmehr als eine anhaltende Form des Weltbezugs, die sämtliche Facetten des Daseins durchzieht (Slaby 2011). Schützeichel (2015) bezeichnet diese affektiven Stimmungslagen, zu denen er Empfindungen wie Hunger und Schmerz, Hass und Ressentiments, Traurigkeit und Euphorie sowie unterschiedliche Atmosphären zählt, daher auch als „Hintergrundphänomene“. Diese affektiven Stimmungslagen haben einerseits *informativen* Charakter, indem sie Prozesse der Wahrnehmung und Informationsverarbeitung flankieren und beeinflussen, beispielsweise bei der Entscheidungsfindung oder in pragmatistischen Handlungstheorien. So sind die Konsequenzen von Emotionen für kognitive Prozesse insgesamt in der Sozialpsychologie gut dokumentiert und zeigen sich beispielsweise an der Entstehung und dem Abruf bestimmter Gedächtnisinhalte oder beim Ent-



scheiden unter Unsicherheit. Gerade an letzterem Beispiel lässt sich der implizite und informative Charakter solcher Stimmungslagen illustrieren, denn schließlich fällt es uns oftmals überaus schwer zu explizieren, warum wir uns für eine von zwei weitgehend ähnlichen Alternativen entschieden haben. Damit in engem Zusammenhang steht der *evaluative* Charakter solcher affektiven Stimmungslagen, insofern sie jene „starken Wertungen“ darstellen können, von denen Taylor (1994) annimmt, dass sie identitätsbestimmend sind. Sie stellen nicht nur ein „mehr“ an Informationen dar, sondern weisen eine charakteristische Valenz auf, die sich in positiven oder negativen Wahrnehmungen, Haltungen und Wertungen äußert.

### Affektives Wissen in der Soziologie

Beide dieser Eigenschaften, Informativität und Wertung, sind zentrale Bestandteile einer seltenen soziologischen Theorie, die sich mit dieser Art des Gefühlswissens befasst, der *Affect Control Theory* (Smith-Lovin/Heise 1988). Affekte werden darin als dispositionale oder situative *sentiments* verstanden, die sich anhand der Dimensionen Valenz, Aktivität und Potenz beschreiben lassen und essentiell sind für jedwede Bedeutungsstiftung. Dabei leiten sie das Handeln in einer Art und Weise an, die nach der Konsistenz dispositionaler und situativer *sentiments* strebt. Zugleich werden diese Muster der affektiven Bedeutungsstiftung als Kern personaler Identität angenommen. Aus dieser theoretischen Perspektive entstehen Emotionen im engeren Sinne also aus dem Zusammenspiel dieser impliziten affektiven Bedeutungsstiftungen.

Welche Relevanz einer solchen Sicht auf Affekte als eigenständigen Wissensformen für allgemeine sozialwissenschaftliche Problemstellungen, wie beispielsweise soziale Ungleichheit, zukommt, lässt sich an den Arbeiten Bourdieus (1982), insbesondere zum Habitus, ablesen. Auch der Habitus gilt weithin als vorreflexive und körperliche Struktur eines impliziten Wissens, die nicht nur auf Wahrnehmungs- und Klassifikationsschemata in der Bedeutungsstiftung, sondern auch auf Strukturen des Fühlens und Empfindens verweist. Für die Beschaffenheit eines gefühlbasierten impliziten Wissens ist – wie auch in der *Affect Control Theory* – der Umstand von Bedeutung, dass Strukturen der affektiven Bedeutungsstiftung im Laufe der Sozialisation erworben und internalisiert werden und gewissermaßen im Sinne eines „Körperwissens“ in den Körper eingeschrieben werden (vgl. von Scheve 2009).

## Affect Studies

Neben diesen soziologischen Ansichten finden sich auch ausgeprägte Theoretisierungen von Affekten als einer Form impliziten Wissens in eher geistes- und kulturwissenschaftlich orientierten Arbeiten sowie in der feministischen Literatur, die unter dem Label *Affect Studies* firmieren. Hier steht der Begriff des Affekts traditionell im Spannungsfeld von Erregungen, Affizierungen und Relationalitäten, die ganz überwiegend als körperlich und vordiskursiv aufgefasst werden (vgl. Clough/Halley 2007). Im Mittelpunkt steht dabei das Affizieren bzw. Affiziertwerden durch Affekte, die damit zu einem genuin relationalen Konzept des „Potenzials“ und des „Dazwischen“ werden, und sich nicht auf individuelle Körper reduzieren lassen. Bezeichnenderweise werden Affekte dabei zunächst als etwas Unbestimmbares verstanden, als eine körperliche „Reaktion“ auf Ereignisse, die als solche nicht erfahrbar ist, sondern sich immer erst im Nachhinein des Affekts, in der Retrospektive erschließt (vgl. Adorf/Christadler 2014). Gleichwohl steht außer Frage, dass Affekte aufgrund ihres Affizierungspotenzials unmittelbar handlungsrelevant sind und aufgrund ihres fundamental „präkognitiven“ Weltbezugs als eine spezifische Form des impliziten Wissens aufgefasst werden können. Dies wird umso deutlicher, wenn man sich die in den *Affect Studies* verbreitete Abkehr vom Konzept der Repräsentation vor Augen führt. Explizites Wissen beruht vielfach auf einem repräsentationalen Wissensverständnis, von dem Affekttheorien ausdrücklich Abstand nehmen. Besonders deutlich wird dies sicherlich in Thrifts (2007) humangeographischem Verständnis, der Affekt als eine Form des „indirekten“ und „nichtreflexiven“ Denkens begreift und die Räume, die Affekte etablieren, als Mittel des Denkens bzw. als „thought in action“ (Thrift 2007: 175).

Insofern können die Einsichten und Theoretisierungen der *Affect Studies*, auch wenn sie empirisch noch kaum untermauert sind, zumindest doch ein weiterer Baustein sein, mit dessen Hilfe sich Emotionen und insbesondere deren affektive Komponenten als eine genuin implizite Form des Wissens verstehen lassen.

## Zusammenfassung

Emotionen und Affekte können in zweierlei Hinsicht in engem Zusammenhang mit implizitem Wissen stehen:

Implizites Wissen ist einerseits ein integraler Bestandteil der Emotionsgenese, die sich aus unterschiedlichen Facetten und Komponenten zusammensetzen. Vor allem soziale Deutungsprozesse und Typisierungen als

Teilvoraussetzungen der Entstehung von Emotionen hängen eng mit impliziten Wissensstrukturen zusammen. Die Komplexität dieser Empfindungen macht es zudem erst gar nicht möglich, dass jede Teileinheit einer Emotion im Moment des emotionalen Erlebens expliziert werden kann. Darüber hinaus werden auch Emotionsnormen von implizitem Wissen beeinflusst. Diese *können*, müssen aber nicht expliziert werden, um zu gelten und zu wirken. Insofern sind nicht nur Gefühle selbst Folgen impliziten Wissens, sondern auch deren zugrunde liegenden Normen und Regeln. Die vollständige Erfassung von Emotionen und emotionalem Wissen kann daher nur unter der Berücksichtigung impliziten Wissens als „unentbehrliche[m] Bestandteil allen Wissens“ (Polanyi 1966/1985: 27) erfolgen. Gefühle sind mehr als nur ihre Beschreibungen, was v.a. in der Emotionsforschung beachtet werden muss, wenn diese die Erfassung der Ganzheit von Emotionen sowie deren soziale Faktoren und Ursachen anstrebt. Wird der Relation von implizitem Wissen und Emotionen hier keine Aufmerksamkeit geschenkt, bleibt ein Großteil von Gefühlsbedingungen und -motivationen, die nicht explizier- bzw. verbalisierbar sind, unbeachtet.

Andererseits stellen diese affektiven Empfindungen und Stimmungslagen selbst eine Form des impliziten Wissens dar, und zwar eine genuin körperliche und vorsprachliche bzw. vordiskursive Form des Wissens. In Gestalt von habituellen Praktiken sind es vorrangig Affekte, die als Empfindungen ohne Intentionalität gar nicht oder erst in der Retrospektive explizierbar sind. In Form von internalisiertem Wissen sind Affekte als Ursprung alltäglicher unbewusster Praktiken darüber hinaus handlungsbestimmend. Wichtig bleibt abschließend zu betonen, dass Vorsprachlichkeit bzw. Vordiskursivität hier keinesfalls Vorsozialität impliziert, wie etwa mit Verweisen auf die *Affect Control Theory* und die Arbeiten Bourdieus deutlich geworden ist. Die Erforschung menschlicher Gefühlswelten profitiert von dem sozialwissenschaftlichen Konzept des impliziten Wissens insofern, als dass es dazu beiträgt, Emotionen in ihrer Komplexität von der Entstehung bis hin zu ihren Wirkungsformen zu ergründen.

### Literatur

- Adloff, F. (2013): Gefühle zwischen Präsenz und implizitem Wissen. Zur Sozialtheorie emotionaler Erfahrung. In: Ernst, C./Paul, H. (Hrsg.): Präsenz und implizites Wissen. Zur Interdependenz zweier Schlüsselbegriffe der Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: Transcript: 97-124.
- Adorf, /Christadler, M. (2014): New Politics of Looking? Affekt und Repräsentation. In: Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur 55: 4-15.
- Barrett, L.F./Wilson-Mendenhall, C.D./Barsalou, L.W. (2015): The conceptual act theory: a road map. In: Barrett, L.F./Russell, J.A. (Hrsg.): The psychological construction of emotion. New York: Guilford: 83-110.
- Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Clough, P.T./Halley, J. (Hrsg.) (2007): The Affective Turn. Durham, NC: Duke University Press.

- Drepper, T. (2007): Organisation und Wissen. In: Schützeichel, R. (Hrsg.): Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft: 588-612.
- Franzmann, A. (2007): Deutungsmuster-Analyse. In: Schützeichel, R. (Hrsg.): Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft: 191-198.
- Gebauer, G. (2014): Kollektive Emotionen und Glaube: Das erhöhte Ich im Fußball. In: ders./Markus Edler (Hrsg.): Sprachen der Emotion. Kultur, Kunst, Gesellschaft. Frankfurt/New York: Campus Verlag: 230-244.
- Hochschild, A. R. (1983/2003): The Managed Heart. Commercialization of Human Feelings. Berkeley/Los Angeles: University of California Press.
- Keller, R. /Meuser, M. (2011): Wissen des Körpers – Wissen vom Körper. In: Dies. (Hrsg.): Körperwissen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 9-27.
- Mannheim, Karl (1921/1964): Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation. In: Ders.: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk. Berlin/Neuwied: Luchterhand.
- Polanyi, M. (1966/1985): Implizites Wissen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Reckwitz, A. (2015): Praktiken und Affekte. In: Mittelweg 36 24, H. 1-2: 27-45.
- Ryle, G. (1949/2002): The Concept of Mind. Chicago: The University of Chicago Press.
- von Scheve, C. (2009): Emotionen und soziale Strukturen. Die affektiven Grundlagen sozialer Ordnung. Frankfurt am Main: Campus.
- Schützeichel, R. (2015): The Background of Moods and Atmospheres. In: Adloff, F./Gerund, K./ Kaldewey, D. (Hrsg.) (2015): Revealing Tacit Knowledge: Embodiment and Explication. Bielefeld: Transcript: 61-86.
- Shott: (1979): Emotion and Social Life. A Symbolic Interactionist Analysis. In: The American Journal of Sociology 84, H. 6: 1317-1334.
- Slaby, J. (2011): Affektive Intentionalität: Beiträge zur welterschließenden Funktion menschlicher Gefühle. Paderborn: Mentis.
- Smith-Lovin, L./Heise, D. R. (1988): Analyzing social interaction: Advances in affect control theory. New York: Gordon and Breach.
- Taylor, C. (1994): Quellen des Selbst. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Thrift, N. (2007): Non-representational theory: Space, Politics, Affect. London: Routledge.
- Turner: P. (2014): Understanding the Tacit. New York: Routledge.